

Gerald Kersh: „Hirn und zehn Finger“

Eine Brücke bauen

Von Oliver Jungen

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 11.09.2024

Zum heute nur noch wenig gelesenen Werk des britisch-jüdischen Autors Gerald Kersh gehören mehrere Weltkriegsromane. Erstmals auf Deutsch erscheint jetzt der so anschaulich-direkte wie parabelhafte Kurzroman „Hirn und zehn Finger“, mit dem Kersh todesmutigen Widerstandskämpfern auf dem Balkan 1943 seine Reverenz erwies.

Das erste Opfer des Kriegs ist die Individualität. In den Schützengräben zählt allein Masse, ganz besonders in den beiden Weltkriegen war das so. Dass Frontliteratur so häufig in Ich-Perspektive erzählt wird – man denke nur an Ernst Jünger, Erich Maria Remarque oder Dieter Wellershoff –, ist also auch eine ultimative Verteidigung des Selbst: das souveräne, cartesische Ich gegen die alles einebnende Logik und Hierarchie des Krieges.

Auch der Weltkriegsroman „Hirn und zehn Finger“ des britisch-jüdischen Autors Gerald Kersh wird in Ich-Perspektive erzählt. Und doch gibt es einen bezeichnenden Unterschied. Die Geschichte einer dramatischen Widerstandsaktion auf dem Balkan wird von vier verschiedenen Ich-Erzählern geschildert, die einander den Staffelstab übergeben. In der ausgestellten Mündlichkeit wirkt das zunächst wie die kollektive Schilderung eines Abenteuers:

„Nur ruhig Blut. Ihr wollt wissen, was wir gemacht haben, als wir bei der Bistrica angelangt sind? Was gab's da zu tun? Was hättet ihr getan? Da waren wir, da war das Wasser – wir mussten es überqueren.“

Überfall auf ein Lager der Faschisten

Die vier Ich-Erzähler, drei Männer und eine Frau, gehören zu einer kleinen Partisaneneinheit, die nach dem Überfall auf ein Militärdepot der italienischen Faschisten samt ihrer Beute – Dynamit und Zünder – den schwerbewaffneten Verfolgern entkommen muss. Dabei wird ein reißender Fluss zum Problem, denn das Wasser hat die rettende Holzbrücke weggerissen. In nicht einmal einer Stunde muss aus drei Baumstämmen, die man waghalsig an die Stümpfe der Brückenpfeiler bindet, eine Behelfsbrücke gebaut werden – ein fast unmögliches Unterfangen.

Gerald Kersh

Hirn und zehn Finger

Aus dem Englischen von Angelika Müller

Pulp Master Verlag

128 Seiten

12,00 Euro

Der erste Erzähler, der auch auf den Überfall selbst zurückblickt, ist der noch jugendliche Slowene Andrej. Sein Dorf und seine Familie wurden ausgelöscht. Ihm erscheint es als höchste Ehre, einmal so zu sterben wie der Mitkämpfer Marko, der verletzt zurück ins Lager der Feinde lief:

„Dann krachte alles zusammen. Zunächst gab es eine Art Blitz: Das musste Markos Kiste mit dem Dynamit gewesen sein. Dann ein leichtes Donnernrollen, das mussten Kisten mit Granaten gewesen sein. Und danach zersprang alles, die Welt, der Himmel, alles! Das ganze Lager ging in die Luft.“

Doch schon daran, wie Andrej die Partisanen porträtiert, den Kroaten Stefek, dem die Faschisten Frau und Tochter abgeschlachtet haben, den poesieliebenden Slowenen Janez, den baumstarken Klemen, weitere Slowenen, Kroaten und Serben, macht deutlich, dass Kershs Verneigung vor diesen Widerstandskämpfern keine bloße Heldenanekdote ist, sondern eine erzählerisch geschickt arrangierte Parabel.

Ein im Angesicht der Gefahr geeinter Balkan

Von symbolischer Kraft ist bereits die unerhörte Begebenheit im Zentrum der Novelle: der Brückenbau, der dank selbstloser Opfer schließlich gelingen wird. Diese Brücke, das macht Andrej in einer längeren Reflexion deutlich, steht für den Weg in die Zukunft, die Befreiung aus der Gefangenschaft. Ebenso wichtig aber ist dem Autor und seinen vier Erzählern der Umstand, dass in dieser Gruppe die ethnische Zugehörigkeit keine Rolle spielt:

„Tja, wir alle waren in derselben Senke im Wald. Aber wir hatten vergessen, dass wir Serben waren und Kroaten und Slowenen. Wir waren als Männer zusammen, bekämpften den gleichen Feind.“

Wie zehn Finger kommen die Rebellen der Erzählerin Jeriza vor, alle gesteuert vom selben Hirn. Der Literaturliebhaber Janez weiß es noch besser auszudrücken:

„Für ihn waren Slowenien, Kroatien und Serbien wie drei Stränge eines Seils: einzeln nur Schnüre, miteinander verdrillt unzerreißbar.“

Literatur als Weg ins Morgen

Vor diesem Hintergrund bekommt auch die strukturelle Leitidee der alternierenden Erzählinstanzen eine tiefere Bedeutung. Sie spiegelt das Dargestellte. Tatsächlich bestärken die einzelnen Erzählpforten einander dabei nicht nur inhaltlich, sondern auch stilistisch: das jugendliche Pathos Andrejs, die Abgeklärtheit Klemens, Stefeks Fatalismus und Jerizas Empfänglichkeit für das Symbolische bilden eine Einheit. Das ist poetologisch famos und wirkt von heute her gesehen umso ergreifender, weil wir wissen, dass sich die zu dem einen Strang namens Jugoslawien verdrillten Schnüre schließlich so tragisch wieder aufdrillten.

Eine weitere Instanz gibt es, auf die sich die Hoffnung des Autors gründet und von der diese Parabel insgeheim handelt, die Literatur selbst, die – Hand in Hand über alle Nationalitäten hinweg – Brücken ins Morgen zu bauen vermag:

„Ich bin dumm und weiß es nicht. Es mag sein wie Janez sagt, dass zehn ordentlich zusammengeklebte Wörter Mauern aus Stein überdauern können; lasst es uns hoffen.“

Gerade die naive Formulierung macht aus diesem frommen Wunsch eine tröstliche Zuversicht. Anders als in seinem erschütternden Requiem für die Toten von Lidice aus demselben Jahr 1943 zielt Gerald Kersh in „Hirn und zehn Finger“ ganz auf die Botschaft ab, dass ein Morgen möglich ist. Das ist Frontliteratur, die „ich“ sagt, aber „wir“ meint.